

Falter 7/10



„Der Tod hat etwas Faszinierendes“

Der Theatermacher Ernst Marianne Binder hat ein neues Stück geschrieben.
Ein Gespräch über Marianne, einen Mordverdacht und sein Bemühen, lustig zu sein

"Der Tod hat etwas Faszinierendes"

*Der Theatermacher Ernst Marianne Binder hat ein neues Stück geschrieben.
Ein Gespräch über Marianne, einen Mordverdacht und sein Bemühen, lustig zu sein.*

Anfang 2007 war Ernst M. Binder nach Meinung der Ärzte ein Todgeweihter. Inzwischen hat der Autor und Theatermacher den Ehrentitel Professor, eine neue Leber und auch wieder deutlich mehr Farbe im Gesicht. Sein aktuelles Stück „Kukuruz“, das diesen Freitag von „seinem“ Off-Szene-Unternehmen dramagraz uraufgeführt wird, ist aus der Auseinandersetzung mit dem Tod geboren. „Man hat ja nichts zu erzählen außer sich selbst“, sagt er im Falter-Gespräch. Denn gespeist wird seine Arbeit nicht zuletzt von seiner Biografie – Binder war Junkie und Musiker, Aussteiger, manuskripte-Autor, Mitglied der legendären ORF-Feature-Redaktion und lange Zeit im Forum Stadtpark tätig. Die Ernsthaftigkeit, mit der er sich als Regisseur einem Text widmet, beschert dem 57-jährigen, der Einar Schleef als Dramatiker entdeckte, Uraufführungs- und Aufführungsrechte von Elfriede Jelinek, Herbert Achternbusch oder Sarah Kane.

Aufgrund Ihrer langen Haare und der schwarzen Arbeitskleidung meinte der Spiegel um die Jahrtausendwende, Sie sehen aus wie ein „zu alter Zivi“. Kann man heute nicht mehr behaupten.

Die neue Frisur habe ich schon einige Zeit. Grund dafür hat es keinen gegeben. Ich hab mir die Haare schneiden lassen, weil ich bei einem Friseur vorbeigekommen bin, wo keine Voranmeldung nötig war. Da bin ich reingegangen und hab sie mir absäbeln lassen.

Die Frisur mutet ein wenig militärisch an.

Für mich nicht. Die tragen viele junge Leute, die mit dem Militär nichts am Hut haben.

Unlängst haben Sie die Laudatio für den steirischen Menschenrechtspreisträger Manfred Oswald gehalten, ein Oberst in Ruhe. „Zerbombt“ von Sarah Kane – es stand vor kurzem auf Ihrem Spielplan – wie auch „Kukuruz“ haben den Krieg zum Thema. Bedeutet das Leben für Sie Krieg?

Nicht ganz. Das Leben ist nach dem Krieg und vor dem Krieg. Ein Zwischenzustand, in dem wir uns dauernd befinden. Für mich ist der Krieg eine Metapher, eine archaische Sache, die es seit Menschengedenken gibt. Dass dieses Thema im dramagraz-Spielplan in letzter Zeit geballt aufgetreten ist, ist ein Zufall. Wobei „Kukuruz“ eher eine Auseinandersetzung mit dem Sterben ist. Natürlich auch im Zusammenhang mit der Diagnose, die mir Anfang 2007 gestellt wurde. Man schaut ein bisserl blöd, wenn man vom Arzt gesagt bekommt, wir geben ihnen noch fünf Jahre. Und das nach zehn Minuten Untersuchung.

Der Tod ist nicht nur in Ihrer Arbeit, sondern auch in Ihrem Namen präsent. Marianne war Ihre erste Frau, deren Namen Sie angenommen haben, nachdem sie tragisch verunglückt ist.

Nach ihrem Tod 1974 hab ich mir gedacht, aha, so ist das also: Ich werde vom Leben gezwungen, mich mit dem Tod auseinander zu setzen. Ich habe sie ja Minuten vorher noch gesehen, bevor sie vom Balkon gestürzt ist. Die Platte „Songs of Love and Hate“ von Leonard Cohen haben wir gehört. Dann denk ich mir, wo ist die Marianne. Ich habe sie gerufen, nirgends war sie. Im Schlafzimmer hat unser Sohn geschlafen, dann schau ich auf den Balkon, danach verschwimmt die Erinnerung. Ich weiß noch, ich habe sie unten liegen gesehen, es waren schon Leute um sie herum. Ich war völlig außer mir, irgendwann hat es an der Tür geklopft. Die Polizei ist mit mir ins Spital gefahren und hat mich zu der Tragbahre geführt, auf der Marianne gelegen ist. Sie war blond, die Haare blutverschmiert. Sie haben gesagt: So, jetzt gestehen Sie, Sie haben sie

hinuntergestoßen. Dann bin ich zusammengebrochen. Mein Glück war, dass ein Pfarrer zufällig gesehen hatte, dass niemand am Balkon war außer Marianne. Das war das erste Mal, dass ich unmittelbar mit dem Tod zu tun gehabt habe.

Es war wahrscheinlich nicht die einzige Erfahrung dieser Art?

Nein, ich habe ja auch eine Karriere als Heroinsüchtiger in den siebziger Jahren hinter mir. Anfang der Achtziger bin ich als Olivenbauer nach Kreta und dann clean zurückgekommen. Siebzig Prozent der Freunde von damals sind inzwischen lange tot, entweder Überdosis oder Selbstmord. Wenn man das alles erlebt, beschäftigt man sich eben mit dem Tod. Und der Tod hat etwas Faszinierendes. Und er hat den Vorteil, dass das Leben dann vorbei ist. Denn das Leben ist manchmal unerträglich.

Trotzdem hat man nicht das Gefühl, Sie würden diese Welt gerne verlassen?

Für mich war es sehr knapp, ich hatte drei Leberkomas. Wobei ich diese Erfahrung als bereichernd empfinde. Natürlich nur, weil ich überlebt habe. Aber ich lebe wahnsinnig gerne, das steht außer Frage.

Die Sprache ist auch eines Ihrer großen Themen. Die Ihres neuen Stückes scheinen Sie von Ihrer Großmutter geliehen zu haben?

Ja, da sind wir bei meiner Kindheit. Das ist der Dialekt in der Oststeiermark, wie er kaum noch gesprochen wird. Ich habe ihn stilisiert und ästhetisiert und ihn quasi wortwörtlich ins Hochdeutsche übertragen. Da werden die Metaphern klarer. Das, was hinter den Worten, die ja förmlich aus der Erde gewachsen zu sein scheinen, durchblinzelt, ist ja viel facettenreicher und tiefgründiger. Das Weglassen von Verben hat was Faszinierendes, weil immer ein bisschen was offen bleibt. Es wird nie einfach eine

Behauptung hingestellt. Die Leute glauben ja, wenn sie vollendete Sätze sprechen, dass sie die Wirklichkeit abbilden. Das stimmt nicht.

Wenn Sie Dinge sprachlich offen lassen, wie passt das mit Ihrer Überzeugung zusammen, dass die poetische Rede einen höheren Wahrheitsgehalt hat?

Ich möchte das mit meiner Theaterphilosophie erklären. Ich denke, dass meine Inszenierungen der letzten zehn Jahre soweit einen Spielraum hatten, dass jeder Zuschauer sie anders erleben konnte. Jeder sieht das, was er sehen kann, aufgrund seiner Erfahrungen. Man könnte jetzt sagen, das ist dann ja beliebig. Aber es ist nicht beliebig, weil man wahnsinnig vorsichtig und die Grenzen sehr genau abstecken muss. Das heißt, die Interpretationsmöglichkeiten sind eng, aber dennoch werden sie dem Publikum nicht aufgezwungen. Ich glaube, diese Art zu schreiben erfordert eine viel konzentriertere Auseinandersetzung mit der Sprache, als in ordentlichen Sätzen zu formulieren.

Aber auch die Dichtersprache kann, ähnliche wie die Sprache der Politiker, manipulieren.

Natürlich. Nur diese Manipulation richtet nichts an. Wenn ein Politiker spricht, will er die Menschen tatsächlich manipulieren, das will ich nicht. Ich sage nicht, das ist richtig und das ist falsch. Das Problem wenn man schreibt oder inszeniert ist, inwieweit nehme ich Rücksicht auf das Publikum oder auf den Leser. Inwieweit gehe ich ihm entgegen, dass er mir noch folgen kann. Das ist eine heikle Angelegenheit. Ich habe einmal mit Ed Hauswirth (Künstlerischer Leiter des Theater im Bahnhof; Anm.) eine Diskussion gehabt, wo er gesagt hat, wir holen die Leute dort ab, wo sie sind. Ich bin da völlig gegenteiliger Meinung. Ich will niemanden abholen, das interessiert mich null. Die müssen kommen wollen. Ich kann nicht ins Gasthaus gehen und sagen, das ist klasse, kommt's zu mir. Auf

dieses Niveau begeben mich nicht. Ohne das überheblich zu meinen. Aber ein wenig einen Anspruch muss man doch stellen dürfen können.

Nach unserem Verständnis spielt etwa Humor in Ihrer Arbeit kaum eine Rolle. Kann der nicht auch anspruchsvoll sein?

Was ich nicht will, ist verblödende Unterhaltung. Wir wissen ja, bei welchen Stücken das Schauspielhaus voll ist. Man holt den Simonischek und damit holt man den „Jedermann“. Es ist traurig, dass Leute, die ich als Schauspieler geschätzt habe, sich für so etwas hergeben. Die Leute gehen zu jemandem, den sie in jeder dritten Seitenblicke-Sendung sehen. Aber man kann sich nicht zehn Simonischeks leisten, man macht sich aber auch nicht die Mühe, ein tolles Ensemble aufzubauen. Die Zeit kriegt man nicht von den Politikern. Wenn das Haus drei Jahre nicht voll ist, wird der Vertrag nicht verlängert. Ich behaupte ja nicht, dass mein Theater alleine selig macht. Aber man muss von den Leuten einfach mehr verlangen. Es ist doch nicht elitär, wenn ich einen Beckett mache, wo eine Stunde lang über das Sterben geredet wird. Da denke ich mir, na hallo, wo sind wir denn? In Wahrheit ist das Leben der Leute trist. Deshalb schauen sie sich lieber lustige Klamotten an. Warum boomt das Kabarett so sehr? Im Grunde ihres Herzens sind die Leute alle viel unglücklicher als die Menschen in meinen Stücken. Nur gesteht sich das niemand ein.

Aber braucht Qualität immer Tristesse?

Ich bilde mir sogar ein, dass meine Sachen manchmal eine gewisse Leichtigkeit haben, über die man lachen kann. Aber nicht zum Schenkelklopfen. Sicher ist nicht nur Tristesse Voraussetzung für Ernsthaftigkeit. Ich bemühe mich wirklich oft, dass ich lustig bin, aber es geht sich halt manchmal nicht aus. Man schaut genauer hin und dann ist es eben nicht mehr lustig. Aber eines fehlt mir natürlich, das ist Ironie. Angesichts der Situation auf unserem Planeten fände ich als Moralapostel

Ironie bei den Themen, über die ich arbeite, aber auch etwas geschmacklos.

Wie versteht sich der Dichter Binder mit dem Regisseur Binder?

Ich streite oft mit den Schauspielern, weil sie tolle Sätze retten wollen. Ich streiche ziemlich hart. Manchmal müssen mich sogar die Schauspieler daran erinnern, was ich geschrieben habe, weil ich als Regisseur in eine andere Richtung gehe. Dann denke ich mir, aha, hab ich mir gar nicht so schlecht überlegt am Schreibtisch. Aber als Regisseur misstraue ich prinzipiell dem, was am Schreibtisch entstanden ist.

Sie reden und schreiben mit einer großen Offenheit über sich selbst – auch über Dinge, wie Ihre Heroinsucht...

Man hat ja nichts zu erzählen, außer sich selbst. So wie der Handke ununterbrochen über das Spaziergehen schreibt, habe ich eben über Heroin geschrieben, schreibe ich über den Tod. Jeder hat das, was er erlebt. Ich hätte mir nicht gewünscht, dass so viele meiner Freunde sterben, oder dass meine Frau diesen Unfall hat. Aber wenn das schon da ist, dann gibt es zumindest für mich eine Notwendigkeit, darüber zu schreiben. Und: Was ist dabei, wenn man heroinsüchtig ist? Man macht das, weil man Erfahrungen sammeln will. Oder auch aus purer Genusssucht. Das ist auch legitim. Andere gehen Schifahren. Wo ist da bitte der Unterschied?

Empfinden Sie gar keine Reue?

Nein. Ich wäre nicht ich, wenn ich das nicht gemacht hätte. Reue ist ein Begriff, den ich nicht kenne. Manche Dinge tun mir leid, ich habe Menschen verletzt, das bedauere ich nicht nur, das war Scheiße von mir. Aber Dinge, die so schlimm gewesen wären, dass ich sie bereuen müsste,

sind mir glücklicher Weise erspart geblieben. Wobei ich ganz bewusst „glücklicher Weise“ sage. Ich weiß, dass meine Situation privilegiert ist. Ich kann meinen Beruf ausüben und meinen Interessen nachgehen. Ich habe einen Freund, der im Vinzi-Dorf wohnt. Der ist dazu nicht mehr in der Lage. Damals, in den siebziger Jahren, war der genauso drauf wie ich.

Bei Ihnen ist sich dann doch der Ehrentitel Professor ausgegangen.

Ja, aber da kann ich nichts dafür.

Sind Sie stolz auf diese Auszeichnung?

Stolz ist das falsche Wort, es freut mich. Es freut mich, weil ich mich nie darum bemüht habe, nie besonders angepasst war. Und weil es eine Form der Anerkennung ist - leider nicht finanzieller Natur. Aber Stolz, das ist etwas ganz Blödes. Was ist denn das schon ein Professor? Es gibt so viele Arschlöcher, die Professor sind.

Interview: Hermann Götz, Tiz Schaffer